Schneeballen

Autor(en): **Stroheim, Bruno C.**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **27 (1937)**

Heft 17

PDF erstellt am: **02.06.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-636305

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

ab, wie sie es vermutet hatte. Der Wandel vom Abweisen zum Zustimmen auf Frau Klöpfers Gesicht war überaus unterhaltend zu beobachten. Ob Frau Klöpfer einverstanden sei, fragte Jorinde zum Schluß.

„Ja, das wird wohl nicht anders gehen", sagte die Frau. „Was brauchen Sie denn?"

„Ein heißes Bad, aber das wird nicht zu haben sein. Also zwei heiße Krüge als Bettflaschen. Aspirin habe ich selbst. Heißes Wasser und etwas Essig ist wahrscheinlich zu haben zu einem Wickel um die Füße. Essen möchte ich nichts."

„Sind Sie eine Doktorin?" fragte die Lehrersfrau.

„Nein, aber eine Doktorstochter, die hört mancherlei. Und bitte, wollen Sie mein Zimmer ein wenig aufräumen, ich habe heftige Kopfschmerzen, sonst würde ich es selbst tun."

Jorinde mußte acht Tage im Lehrerhaus bleiben. Sie konnte sich kaum erinnern, sich je so vereinsamt gefühlt zu haben. Mit dieser Wehmut gedachte sie ihrer Eltern und ihres Zimmers. „Wärisch du deheime blibe...", sagte im Liedchen die alte Mutter zu ihrem Sohne.

Jos einzige Unterhaltung war die Tapete ihres Zimmers. Sie wies ein Muster auf, dem Jo in die verborgensten Verästelungen folgen mußte: Auf dünnen Zweigen wiegten sich große und dünne Paradiesvögel, in unvorstellbarster Pracht des Gefieders. Sie hielten den Schnabel nach links gewendet, oder nach rechts. Sie stiegen hinauf und hinunter, sie saßen im Neste und sie flogen in den Lüften. Jorinde mußte nun stundenlang zählen, wie viele Linksschnäbler da waren, wie viele Rechtsschnäbler, wie viele Steigende und Fallende, Fliegende und Sitzende, mußte sie alle zusammenzählen, und irrte sich immer und immer wieder. Es kam dazu, daß zwischen Zweigen und Vögeln auch blaue, indische Schmetterlinge herumflogen, und sich Goliathkäfer bemerkbar machten, die zum Teil von vorn, auch von hinten, von der Seite und von oben gemalt worden waren. Es war ein Gewimmel, dem kaum ein gesunder Mensch gewachsen war, geschweige denn einer, der in leichtem Fieber lag. Immer wieder registrierte Jo die vor ihr flatternde Vogelwelt, versuchte sich die Anzahl jeder Art zu merken und holte sich endlich ein Papier und einen Bleistift, um der Sache Herr zu werden. Uebrigens hatte ihr die farbige Lebhaftigkeit der belebten Tapete Anlaß zu herrlichen Träumen gegeben, und sie sah indische Landschaften, Lotosblumen und wandelnde, weißgekleidete Frauen in großer Zahl, doch war sie quälend unsicher, ob sie sich in Indien oder in China befand. Geschadet hat ihr die Tapete nichts, sicherlich aber dem, der sie erfand.

Am fünften Tage brachte Frau Klöpfer Jo eine Menge Briefe, die von Harburg, dem Städtchen, in dem sie erzählen sollte, zurückgeschickt worden waren, mit ziemlich ungnädigen Worten, um des Herausschiebens des Märchennachmittags willen. Eine Woche würde man auf Jo warten und wünsche ihr gute Besserung. Es klang, als glaube man in Harburg nicht so recht an die Grippe.

Die vielen Tage ohne „Sold", wie Jo den Ertrag der Nachmittage nannte, machten ihr keinen großen Kummer. Mit großer Freude aber machte sie sich an das Lesen ihrer Briefe. Da war einer von Claudia, der Herzlieben, einer von — ja, von wem mochte dieser Brief sein? Eine unbekannte Handschrift, halb schülerhaft gehorsam, dann wieder unnötig verschnörkelt, mit verschlungenen Anfangsbuchstaben und weit ausholender Unterschrift, die sie nicht lesen konnte. Mama bekam oft solche Zuschriften — Bettelbriefe. Jo legte den Brief beiseite und öffnete den nächsten.

May! O May! Endlich. Wie mag es ihr gehen? Und wo kommt denn der Brief her? Von Lörrach? Lörrach liegt auf deutschem Boden an der Schweizer Grenze. Das ist aber kurios. Jo öffnete und las: Liebste Jo, ich schreibe dir, um dich um etwas zu bitten. Den Brief schicke ich durch einen Bahnbeamten, einen Schaffner, der täglich hin- und herfährt, in Lörrach wohnt, und versprochen hat, ihn dir zukommen zu lassen. Ich schäme mich, daß ich dich anbetteln muß. Aber wir haben kaum mehr genug Geld, um die Hotelrechnung zu bezahlen. Ich wußte nicht, daß alles so viel kostet. Ich bitte dich, hilf, und du bekommst alles ganz gewiß wieder zurück.

Engelbrecht liebt mich zärtlich und ich liebe ihn. Es fehlen nur noch einige Papiere, die ich von Papa nicht erlangen kann. Dann können wir heiraten. (Wie will sie heiraten, wenn der Vater ihr die Papiere nicht schickt? Und wie soll er sie schicken, wenn er nicht weiß, wo sie sind?) Er, mein Liebster, sagt, daß man hier in diesem Lande auch heiraten könne, ohne daß das Mädchen Papiere besitze, weißt du, so wie früher in England in Gretna-Green. Wir wohnen nahe der deutschen Grenze, in einer halben Stunde wären wir drüben. Geld bekommt er bald, es ist ihm nur augenblicklich ausgegangen, und das, welches ich von daheim mitgebracht habe, auch. Es gehörte mir, ich hatte ein Sparheft. Seine Bank ist avisiert. Ich bin sehr glücklich und wäre noch glücklicher, wenn ich nicht an meine Eltern denken müßte, die um mich nun viel Leid erdulden müssen. Aber wenn ich glücklich verheiratet sein werde, verzeihen sie mir, und freuen sich mit mir. Denke du auch an mich und wünsche mir Gutes. Es wäre natürlich schöner, wenn wir zu Hause als Braut und Bräutigam in Mamas neuem kleinen Wagen herumfahren könnten und unsere Verlobung ansagen. Aber das hat nun nicht sein sollen nach dem Willen meiner Eltern, und deshalb bereue ich meine Flucht weniger als ich es sonst, um ihretwillen, tun würde. „Ist denn Liebe ein Verbrechen, darf man denn nicht zärtlich sein", habe ich irgendwo gehört, aber ich weiß nicht wo. Ich glaube, unsere Köchin sang es in der Küche. Liebe, gute Jo, hilf uns. Denke nicht schlecht von mir. Es ist ja nichts Böses, sich lieb zu haben. Deine May.

Fortsetzung folgt.

Schneeballen

Bruno C. Stroheim

In einer Lade fand ich zwei alte Briefe, die ich vor zwei Jahren erhielt und aus irgend einem Grunde nicht vernichtete. Es waren Briefe jener Art, die angeblich um den ganzen Erdball kreisen. Ich las sie nochmals:

„.... Schreiben Sie diesen Brief innerhalb 24 Stunden neunmal ab" — hieß es darin — „und senden Sie diese Abschriften an neun Freunde! In 15 Tagen werden Sie dann ein ungewöhnliches Glück erleben! Wenn Sie jedoch nicht schreiben und diese Kette brechen, dann wird Sie in kurzer Zeit ein großes Unglück treffen!"

Nun folgten die Unterschriften jener, die angeblich diese Briefe weiter sandten, wie u. a. Admiral Togo, Expräsident Hoover, Douglas Fairbanks, Greta Garbo und auch Schweizer und Deutsche. Dann kam das Verzeichnis jener, welche die Kette zerrissen und denen bald darauf etwas zustieß. Dem einen wurde gekündigt, jener verlor bei einem Unfall die Hand, dieser ging in Konkurs usw. Und unter Androhung ähnlicher Schicksalsschläge schrieben nicht weniger als fünf Menschen, die wohl wieder an 45 Personen Briefe richteten und so fort: Schneeballsystem ...!

Und als ich diese stupiden Kettendrohbriefe las, die weiß der Teufel von welchem Urheber, aus welchen Empfindungen

und zu welchem Zweck herrühren mochten — als ich mich neuerdings ärgerte — dann lachte — kam mir plötzlich eine Idee: — besser gesagt — eine Empfindung ward in mir wach, der ich folgte.

Und ich nahm Briefpapier und schrieb an vier Freunde und einstige Schulkameraden, die ich durch den Lebenskampf schon längere Zeit aus den Augen verlor. Schrieb ihnen, jedem in besonderer Art, allen aber im selben Sinne: Erkundigte mich bei jedem, wie es ihm gehe und daß ich übrigens fühlte, daß sich in der nächsten Zeit etwas besonders Glückliches für ihn ereignen werde, das ich ihm immer gewünscht habe...! Er möge guter Dinge sein, getrost in die Zukunft sehen und sich auch meiner erinnern, wie ich es tat.

So!, sagte ich mir beim letzten Federstrich. Das sind jetzt auch Schneeballbriefe, die aber keine Drohungen, keine Erbitterung, Aerger, Aberglauben und Lebensangst hervorrufen, sondern vielleicht sogar eine kleine Welle von Mut, Hoffnung, Liebenswürdigkeit — die auch weiterrollen wird...

Das also dachte ich damals in meiner momentanen Reaktion auf die „Schneeballdrohbriefe". Kaum aber hatte ich meine zur Post gegeben, so wurde ich sozusagen nüchtern.. Nun kam mir das Ganze schon wie ein ziemlich einfältiger Streich vor. Ich verstand kaum mehr, was mir da einfiel, den Propheten zu spielen. Schließlich durfte man doch heute nicht bei jemandem eine Hoffnung erwecken, ohne etwas Greifbares dafür zu geben... Ja, ich bereute das schon — aber die Briefe waren bereits dahin... Und schon nach fünf Tagen bekam ich die erste Antwort. Ein Freund schrieb mir: „Lieber Camill! Du bist immer ein sonderbarer Kauz gewesen, mit dem ich mich aber gut verstand. Nur das harte Leben jetzt schob sich zwischen uns. Ich bin nun im Begriff, diese alte Heimat, die ihre Söhne nicht mehr erhalten kann, zu verlassen. In wenigen Tagen fahren meine Frau und ich nach dem fernen Ecuador, wo wir in 2000 Meter Höhe hausen und mit einem neuen Projekt ein anderes Leben beginnen wollen... Du kannst Dir meine Empfindungen vorstellen! Seit fast 50 Jahren lebe ich hier. Und in diesen Stunden manchen Abschiedsschmerzes und der Fragen an das kommende Schicksal, trafen Deine lieben Zeilen ein. Ich weiß nicht, wieso sie entstanden — ob Du etwa Ahnungen hast... Aber ich nehme den Brief, mit dem Du mir Mut zusprachst, jedenfalls als gute Vorbedeutung — auch meine Frau! Sobald ich nur kann, werde ich Dir mehr aus meiner neuen Heimat schreiben. Nun auch Dir alles Beste! Und auf baldiges Wiederhören! Nochmals herzlichen Dank! Dein Oskar."

Dieser Brief freute mich einerseits. — Wenige Tage später kam jedoch einer von einem zweiten Studienkollegen.

„Dein unerwartetes Erinnern", hieß es darin, „war riesig nett! Du hast auch in einem Sinne recht! Ich könnte jetzt nämlich wirklich ein großes Glück erlangen: eine seriöse, wenn auch bescheidene Stellung — nach drei arbeitslosen Jahren! Doch ich besitze keinen ganzen Anzug mehr, könnte in meinem alten die Stellung gar nicht antreten. Vorschuß jetzt schon zu verlangen, würde mir aber sehr schaden! Doch vielleicht — könntest Du, lieber Freund, sei mir ob meiner Bitte nicht böse —, mir wenigstens 50 Franken beschaffen, die ich Dir in Raten zurückzahlen möchte. Du weißt, ich bin immer zuverlässig gewesen! Kannst Du mir helfen?!... Deine Zeilen geben mir einige Hoffnung und Mut..."

Nun, dieser Brief war schon weniger erfreulich. — Ich selbst besaß ja auch keinen Rappen überflüssiges Geld. Aber ich schrieb dem Kameraden, er möge noch etwas warten, ich würde inzwischen jedenfalls versuchen, das Geld aufzutreiben. Und das mußte ich doch wirklich.

Am gleichen Tage noch erhielt ich einen Kartenbrief. „Lieber C.! Besten Dank für Deine Nachricht! Es freut mich, daß Du Dich nach langer Weile meiner wieder erinnerst! Aber der Zeitpunkt ist leider gar nicht günstig für mich! Ja, wenn Du im vorigen Jahre geschrieben hättest! Jetzt aber muß ich mich nämlich selbst durchschlagen, hätte eine Chance auch sehr nötig! So kann ich auch für andere gar nichts tun, als daß ich Dir herzlichst dasselbe wünsche, wie Du mir! Hoffentlich geht beides in Erfüllung! Oder wenigstens bei einem von uns, dann könnte der dem anderen helfen. In Freundschaft Dein Christian.

Ja, der Christian. Wie wenig er sich doch seit der Schule verändert hatte! Schon damals war er immer sehr mißtrauisch, etwas verschmitzt und versteckte immer seine Schokolade vor uns... aber ich vergaß bald, an ihn zu denken, da mir der vierte einstige Studienkollege telephonisch kurz bat, mit ihm morgen in einem Café zusammenzutreffen.

Ich kam. Er sah recht gut aus, musterte mich aufmerksam und erklärte, es freue ihn sehr, mich zu sehen. Er hätte mich längst aufgesucht — aber die Geschäfte...! Wenn sie auch durchaus nicht immer lukrativ seien... Er machte eine Pause und fuhr lächelnd fort: „Du schreibst übrigens sehr originelle Mahnbriefe...! Ich wäre aber auch so zu Dir gekommen, um so mehr, als mir dieser Brief auch noch Glück brachte... Ein größeres Geschäft!"

„Pardon! Wieso schreibe ich Mahnbriefe?!" wollte ich vor allem fragen. Aber da zog er seine Brieftasche. „Du siehst", sagte er, „hier ist die Abschrift meiner Schuld. Gut aufgehoben! Davon allein hast du nichts, willst du wohl sagen?! Also, bitte — 1918 war es, als ich abrüstete und du mir geradeaus 105 Franken geliehen hast. Längst entwertetes Geld! Aber — ich zahle! Bist du also mit 150 Franken, inklusive Zinsen einverstanden?"

Ich wollte erst entgegnen, erklären. Dann erinnerte ich mich jener Zeit und des in den achtzehn seither verflossenen Jahren längst vergessenen Geldes. Ja, damals ging es ihm schlecht und mir leidlich. Und ich sah jetzt die Banknoten an — dachte an den Kameraden ohne Anzug und sagte lächelnd nur „Einverstanden!"

Und so fügte es sich, daß die „Schneeballen" nach meinem System — ganz anders herum — geschrieben, diesmal recht sanft fielen, wobei höchst unerwartet sogar noch silberne Flocken lustig abstäubten... Fünfzig für den Kameraden und hundert für mich...

Kommt eben auch bei den „Schneeballen" darauf an, weshalb und wie man sie wirft...!

*

Was die Amsel sang.

Ein Jüngling schlief unterm Fliederbaum
und hatte einen holdseligen Traum.
Die Amsel sang ihr Liebeslied,
dieweil die Sonne von hinnen schied.
Und als der Jungknab wieder erwacht',
da hat auch er ein Liedchen erdacht,
das sang er schnell der Liebsten vor —
Sie sprach: Wie seltsam klingt's mir im Ohr!
Als gestern beim Sonnenuntergang
die Amsel ihr Minneliedchen sang,
da ward mir so froh und doch so bang
ob diesem wunderbaren Klang.
Dann schlief ich ein, und in der Nacht
hab ich wie du ein Lied erdacht —
dieselbe Weise und Melodie
bezeugt der Seelen Harmonie,
und was die flötende Amsel sang,
in unsern Herzen wiederklang.
Was du in deinem Liede mir gibst,
sagt mir so klar, wie sehr du mich liebst. —
Es muß wohl im Himmel geschrieben sein,
daß du bist mein und ich bin dein. —
Sie sangen zusammen aus voller Brust
ein Lied von Liebesglück und Lust.
Allgütiger Vater im Himmelszelt,
hast du die Amsel uns zugesellt.

† Werner Krebs.